

und Main, zu Franken rechnet). Das Fränkische Volk ist ausdauernd in der Arbeit. Der Winger schafft unermüdet, Mann und Weib, in seinen Weinbergen, aber ob seiner Armut verkauft er seinen herrlichen Wein, der bis zu den fernsten Wäldern ausgeführt wird, und trinkt selber Wasser (!). Das Bier verschmäht der Franke in Würzburg; es wird nur in der Fastenzeit verzapft und außerhalb der Stadt in Schiffertneipen. Das fränkische Volk ist stolz und anmaßlich und hält sich in vielen Dingen für besser als andere Stämme; Fremde werden in Franken gern genost; lassen sie sich das gefallen, so sind sie wohlgelitten, und darum wohnen in Franken viele Schwaben, Bayern, Hessen und sind mit Fränklinnen verheiratet. Der Franke ist gottesfürchtig; trotzdem herrschen zwei Laster im Land, das Fluchen und das Rauben; jenes hält der Franke für schön, dieses für ehrenhaft und durch alte Gewohnheit erlaubt. Ohne Zweifel hat Johann Böhm bestimmte Grundzüge des fränkischen Volkes richtig erkannt, Arbeitsamkeit, Frömmigkeit ohne Askertum, Weitherzigkeit gegen Fremde; dazu dann Eigenschaften und Gewohnheiten, die dem eifrigen Herrenvolk Deutschlands anstanden: der Stolz, die Überzeugung von der Überlegenheit über andere, das Recht zu spotten, zu fluchen und zu schwören und — der ritterliche Raub.

Fortf. folgt.

## Von der Würzburger Festungskirche als Beisekungsstätte der bischöflichen Eingeweide

Von Professor D. Hanftmann, Erfurt

Es ist lehrhaft, wie uns in der Baugeschichtsforschung manchmal Dinge zu Hilfe kommen, die man banal heißen möchte, wenn sie nicht doch zum Kulturellen gehörten. Was ich hier mitteile, zeigt, wie ehemals die Legende, die Stützung auf die Fürsorgeeigenschaft der Heiligen, das Leben bis in seine tiefsten, uns von heute nicht mehr erörterbaren Tiefen durchdrungen hat.

Die Leser wissen sicher, daß sich in die sterblichen Reste der würzburgischen Herzogbischöfe drei Stätten geteilt haben: Der Hohe Dom nahm den Hauptkörper, Kloster Ebrach das Herz, und die Festungskirche die Eingeweide. Die bekannteste Eingeweidestätte ist außer der hiesigen noch die in Magdeburg. Dort lag sie innerhalb des Gebietes des erzbischöflichen Palatiums, sie ist heute nur noch in Teilen erhalten und birgt Geschäftsräume der Regierung. Vor mehr als zwanzig Jahren haben wir in ihr einen runden Stein aufgedeckt, der ein Bischofsbildnis nebst Inschrift trug und den Nachweis gab, daß die Eingeweidebestattung in großen runden Steinbehältern erfolgt war mit entsprechender Plattenabdeckung.

Da die Würzburger Eingeweidekirche sechs Rundnischen zeigt, kann kaum bezweifelt werden, daß sie für eine gleiche Beisekungsart bestimmt waren. Die Rechnung des entwerfenden Mannes ging allerdings stark dnochen, denn allein von rund 1200 — 1300 hatte Würzburg über ein Duzend Herrscher. Die sechs Nischen sind, abgesehen von sonstiger Symbolik, bedeutungsvoll für Maria, der die Ketunde zugeeignet ist. Die Zahl war ihr vom Orient her heilig, und wie der ganze Entwurf noch nach pythagoräischen Grundsätzen erfolgte, und der ganze Bau antike Vorbilder nachahmt, geht auch die Zahl, so absurd es lautet, auf die Venus, vergleiche den Weg zu Maria über die Frigga, zurück, der sie geheiligt war. Das ändert aller-

bings nichts daran, daß der Bau nicht vor dem endenden 12. Jahrhundert begonnen wurde. Für den rein sachwissenschaftlichen Nachweis ist hier natürlich kein Platz.

Aber für das folgende, das erst recht beweiseheftlich ist.

Die gesonderte Eingeweide-Beisezung hat sich offenbar als medisch und als ein Vorrecht für Herrschende herausgebildet, deren Überreste mehreren Orten zugute kommen sollten, zu denen sie in besonderer Beziehung gestanden. Schon das Herz des H. Bonifatius wird absondert in Mainz beigesetzt, Ottos I. Eingeweide sind in Memleben, der Leib in Magdeburg, Konrad II. ist auf Utrecht und Speyer verteilt. Die Kreuzzüge haben den Brauch der Teilung auf besondere Art gefördert: man löschte vielfach das Fleisch von den Knochen ab und schickte aus begrifflichen Gründen bloß diese in die Heimat.

Die Übung, die bischöflichen Eingeweide beim Palatium, dem Ort des Wohnens und Wirkens, zu belassen, geht offenbar auf den urgeschichtlichen Brauch zurück, das Familienoberhaupt innerhalb der Familiengemeinschaft, hinterm Herd beizusetzen (Larenkultus). Natürlich können Vorstellung und Brauch unabhängig neu aufgetaucht sein. In Würzburg ist die Sitte seit Bischof Sigfried, rund 1150, verbürgt.

Auf dem Berg hatte die Beisezung damals sicher nicht statt, da er noch der Umfestigung entbehrte, also für schutzsichere Kulthandlungen nicht inbetracht kam. Dagegen erfahren wir unter 1298, daß der Bischof Mangold v. Neuenburg die Dreiciuskapelle beim alten Palatium in der Stadt, das längst zugunsten des neuen auf dem Berg aufgegeben war, mit einer Vicarie begabt, unter dem Bemerken, sie sei doreizt profaniert und der Weihe verlustig gegangen (*eracrata*), weil er und seine Vorgänger nicht mehr in *ipso palacio*, d. h. in der Stadt, residiert hätten. Diese Kapelle, die dann noch hunderte von Jahren beim alten Landgericht bestand, war sicher die von der neuen Eingeweidekirche auf dem Berg abgelöste alte, denn der H. Dreicius war Schutzherr für das Gedärmenwesen. Vgl. dazu die H. Lucia mit ihrer Kapelle unter der Domvierung für die Augen (Luz das Licht), den heil. Blasius für den Hals, den H. Valentin, aus arger Verballhornung seines Namens, gegen das Hinfallen, die fallende Sude!

Der Zweifel an des H. Dreicius Eigenschaft wird widerlegt durch die und ins Einzelne bekannte Legende des heil. Gangolf, dem die Magdeburger Eingeweideküste (im Volk: Kalbaunenkapelle) geweiht war. Auch Gangolf wurde gegen Eingeweideleiden als Vermittler angerufen. Er lebte unter Pipin und ward vom Liebhaber seiner Frau ermordet. Als er im Grab Wunder wirkte, und man dies seiner Witwe meldete, verhönte sie die Nachricht mit der Ausrufung, eher lerne ihr Aftier das Singen. Und von Stund an begleiteten ihre Gedärme alles, was sie sprach, derart erpöft, daß sie die Menschen meiden mußte.

Es schadet nicht, wenn man sich manchmal daran erinnert, wie ehemals die Gemeinschaft mit den Überirdischen alles, aber auch alles durchdrang, fern aller Prüderie. Es muß damals ein ganz anderes, aufrichtigeres Geschlecht gelebt haben. *Naturalia non sunt turpia*, fromm-kindliches erst recht nicht.

Sprachgeschichtlich lieme in Betracht:

1. Dreicius, gest. 444 als Bischof v. Tours, ist ursprünglich engerer fränkischer Volkshelliger (hauptsächlich angerufen bei Kollik) und heißt französisch *Dreice*. Über briser aufbrechen kommt man zum „Bruch“, in der Jagtsprache heutzutage noch Bezeichnung für den Inhalt des aufgetriebenen Wildes. Angell, *brece aiter*.

2. Zu Gangolf gehört altnord. *ganzr*, angels. *ganzrūn* Abert; *ganza* = *gangan*, geitisch *gaggan* (!) gehen, vgl. „Abgang.“

# Sommerwanderung des Frankenbundes in die „Fränkische Schweiz“

Von Hans Reiser, Bamberg

Der Frankenbund hat in den Jahren 1923/27 die Hasberge und den Steigerwald durchquert, hewer aber unter der Führung seines 1. Vorsitzenden die wegen ihrer Naturschönheiten bekannte und gerühmte „Fränkische Schweiz“ besucht. 23 Teilnehmer aus Würzburg, Bamberg, Ansbach, Schwabach und einer sogar aus Berlin trafen sich am 23. August 1928 früh 7 Uhr am Bahnhof Bamberg zur Fahrt nach S c h e f l i z , jenem so anmutig im Eltertal gelegenen, altschwäbigen Städtchen, das schon sehr frühzeitig eine Kirche besaß. Drei herrliche Grabdenkmäler, darunter eines aus der hochgotischen Zeit, zeichnen die heutige Scheflizer Stadtpfarrkirche, die östlichste Kiliankirche Frankens, wahrscheinlich eine Slavenkirche, aus. Am Turm ist in Stein das Brustbild des hl. Kilian eingehauen.

Eng verbunden mit der Geschichte von Scheflitz sind die nahe S i e c h b u r g und der S ü g e l . Sie zu besuchen war in den Reiseplan des Frankenbundes aufgenommen worden und so kam es, daß trotz sehr ungünstiger Witterung auf feuchtem Fußpfade, dem sogenannten „Kreuzschlepperweg“, der Schloßberg erstiegen wurde. Starke Nebel beeinträchtigten die Fernsicht, ja die Burgruine selbst war in ihrer unmittelbaren Nähe kaum erkennbar; nur ein Teil ihrer zahlreichen Fensterhöhlen und der untere Teil des alten „Bergfrüts“, des großen, festen, viereckigen Turmes, zeigten sich in verschwommenen Umrissen. Wie weißer Rauch zogen die Nebelschwaden um den Turm herum. Aber gerade dieses Bild war von seltener Feinheit.

Nach einstündigem Aufenthalt im Ritteraal, dem heutigen Wirtschaftszimmer der Burg, sah man, wie sich der Nebel auf der Höhe verzog und nur noch im Tale dahinwallte. Nun war der Zeitpunkt gekommen, die Wanderung zur herrlich gelegenen S ü g e l k a p e l l e fortzusetzen. Wie die Burg Siech so war auch der S ü g e l einst eine Felsenburg in der Kette der Befestigungen bis zum Staffelberg, dem „Fränkischen Nigl“. Sicherlich geht das Alter der Burgen Siech und S ü g e l auf 3000 Jahre zurück; sie waren wie der Staffelberg von großer strategischer Bedeutung und in fränkischer Zeit Grenzschlößer gegen die von Osten drohenden Slaven. Nachdem die Slavengefahr nicht mehr brennend war, gingen sie in den Besitz der Meranier über, dessen letzter 1248 auf der Burg Nießen bei Weismain verstarb; auch Grafen von Siech und von Truhendingen teilten sich im Laufe der Jahrhunderte in ihren Besitz, bis schließlich infolge Verarmung der Grafen von Truhendingen Siech und S ü g e l käuflich an das Hochstift Bamberg übergingen. Bischof Lambert von Drumn, der Erbauer des Hospitals in Scheflitz, (er weihte auch die Kirche zu U. L. Frau in Bamberg ein) kaufte S ü g e l nebst anderen Liegenschaften den Truhendingern um 44 000 Gulden ab. Im Besitze der Bamberger Bischöfe wurde die Siechburg ausgebaut. 1525 schlug ihre Schicksalsstunde; sie wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt. Von dieser Zeit an hat sich die Burg nie mehr recht erholt. Die Burg S ü g e l hingegen tritt als solche nach dem Erwerb durch Bischof Lambert nicht mehr in die Erscheinung, wohl aber als eine dem hl. Pankratius geweihte Kapelle. Im 18. Jahrhundert bildete sich eine Schützengelbruderschaft, die alle Jahre am Schützengelfest dorthin wallfahrtet. Es ist ein erhebendes Bild, wenn die frommen Väter einziehen oder nach dem